

# Neue Gestaltungs- und Organisationsformen gemeindlichen Lebens

Delegiertenversammlung | Jahrestagung der AMD

in Neudietendorf | 9.-11. Mai 2016

Michael Herbst

## Das Salz in der Suppe

Es ist, liebe Schwestern und Brüder, ja nichts Neues, dass ich eine gewisse Nähe zum Fußball habe. Ich liebe z.B. Fußballersprüche.<sup>1</sup> Andreas Möller glänzte da nicht nur mit dem berühmten Satz: „Egal ob Mailand oder Madrid, Hauptsache Italien.“ Er philosophierte auch über sich selbst, als er sagte: „Ich bin immer sehr selbstkritisch, auch mir selbst gegenüber.“ Mehmet Scholl wiederum haute folgende Weisheit heraus: „Die schönsten Tore sind die, bei denen der Ball schön flach oben rein geht.“ Und auf ihn geht auch dieser Satz zurück, als er Vater wurde: „Es ist mir völlig egal, was es wird, Hauptsache, er ist gesund.“ Und Otto Rehhagel sah das Bremer Chaos voraus, als er sagte: „Mal verliert man, und mal gewinnen die anderen.“ Nun fügte dem allen jüngst der sehr verehrte Außenverteidiger Philipp Lahm eine bemerkenswerte Weisheit hinzu.

Er sagte nämlich dem staunenden Reporter nach dem Champions-League-Viertelfinale in Lissabon: „Man muss nicht immer das Salz in der Suppe suchen.“<sup>2</sup> Das ist

---

<sup>1</sup> Zum Folgenden vgl. die sehr vergnügliche Website: <https://www.taschenhirn.de/alles-uber-fussball/beste-fussballersprueche> - aufgesucht am 7. Mai 2016.

<sup>2</sup> <http://www.zeit.de/sport/2016-04/bayern> - aufgesucht am 7. Mai 2016.

bemerkenswert, wirklich hintersinnig, fast philosophisch, jedenfalls dialektisch: „Man muss nicht immer das Salz in der Suppe suchen.“ Oder mit der Kirche ins Dorf fallen. Oder so.

Was ist denn das Salz in der Suppe bei unserem Thema? Sie haben heute schon Michael Moynagh gehört, dann Reiner Knieling und obendrein Birgit Dierks. Und jetzt ist es Abend, es ist Frühling, man könnte draußen sitzen und Bier trinken, stattdessen müssen Sie sich noch einen Vortrag anhören. Ist da überhaupt noch Salz in der Suppe?

Ich versuche es so pointiert wie möglich zu machen und mich auf drei Thesen zu konzentrieren, die den Weg zu neuen Gestaltungs- und Organisationsformen gemeindlichen Lebens gleichsam von innen nach außen gehen. Ich versuche damit die Rahmenbedingungen für unser Thema zu benennen, zugleich auch einige Problemzonen, die ich beim Transfer und bei der Transformation der „fresh expressions of Church“ nach Deutschland sehe. Darüber möchte ich also sprechen:

1. Leidenschaft für das Evangelium
2. Wachstumsfaktoren vitaler Gemeinden
3. Die Mixed Economy als Geheimnis

## **1. Leidenschaft für das Evangelium**

Das ist meine erste These: „Es wird keine Erneuerung unserer kirchlichen Verhältnisse geben ohne eine neue Begeisterung und Leidenschaft für das Evangelium von Jesus Christus.“ Diese These ist im Grunde zweipolig. Es ist die Rede vom Evangelium und von der Leidenschaft. Ich beginne mit der Leidenschaft.

Leidenschaft ist das Geheimnis von allem, was Menschen anrührt und gewinnt. Zu den erfolgreichsten TED-TALKS aller Zeiten gehörte der Auftritt von Aimee Mullins im Jahr 2009 (1,8 Millionen Aufrufe!). Aimee Mullins hat 12 Paar Beine. Wie die meisten von uns Sterblichen wurde sie mit zwei Beinen geboren, aber diese Beine mussten ihr im ersten Lebensjahr unterhalb der Knie amputiert werden. Mullins bekam Prothesen und wurde eine erfolgreiche Sportlerin bei den paralympischen Spielen. Sie wurde Model und wurde vom Magazin „People“ zu den 50 schönsten Menschen auf der Welt erkoren. Ihr TED-

TALK über ihr Leben und über „The opportunity of adversity“<sup>3</sup> begeisterte Millionen Menschen. Das Thema war aber nicht ihre Behinderung. Mullins scherzte, die meisten Hollywoodstars hätten mehr künstliches Zeug im Busen als sie an den Beinen, aber niemand nenne sie deshalb behindert. Ihr Thema sind auch nicht die Prothesen. Ihr Thema ist ihre Leidenschaft für das Laufen und den Sport. In einer rhetorischen Analyse der TED-TALKS schreibt Carmine Gallo: Es ist die Leidenschaft für etwas, das Menschen ansteckt. Darum sollte unsere Leidenschaft das sein, was wir nach außen kommunizieren. Wenn uns nichts begeistert, werden wir auch niemand anderen überzeugen. Im Original: „People cannot inspire others unless and until they are inspired themselves.“<sup>4</sup> Aimee Mullins ist inspiriert, begeistert und leidenschaftlich und darum inspiriert sie andere, steckt an, weckt Neugier und Aufmerksamkeit.

Wenn ich kirchliche Verlautbarungen lese - und ich lese viele kirchliche Verlautbarungen, und wenn ich Predigten von kirchlichen Kanzeln höre - und ich höre viele Predigten, dann vermisse ich das nicht selten: Leidenschaft, Begeisterung, Menschen, die erkennbar selbst infiziert sind, die auf eine sympathische Weise brennen. Und natürlich schaue ich auf so manches, was ich selbst so sage und predige - und werde traurig, wenn es nur irgendwie „richtig“ ist und keinerlei erkennbare Resonanz fand. Unser Thema kann nicht zuerst die Kirche sein, deren Erhalt, Untergang, Überleben oder Wachstum. Sie ist nur die Prothese, nicht das Laufen. Unser Thema ist das Evangelium von Jesus, dem Christus, die Hoffnung auf das Reich Gottes, eine neue, versöhnte Welt, unsere Freude über die unverdiente und unfassbare Gnade, die uns trägt und hält, weil einer kam, sah und litt, und zwar für uns und an unserer Stelle, weil einer litt, starb und auferstand, der Erste unter allen, die dem Tod von der Schippe springen. Wie langweilig sind „Gestaltungs- und Organisationsformen gemeindlichen Lebens“ ohne diese Botschaft, die allen gilt und niemanden ausschließt und die darum jedermann erreichen muss.

---

<sup>3</sup> Vgl. [https://www.ted.com/talks/aimee\\_mullins\\_the\\_opportunity\\_of\\_adversity](https://www.ted.com/talks/aimee_mullins_the_opportunity_of_adversity) - aufgesucht am 7. Mai 2016.

<sup>4</sup> Carmine Gallo 2014, 21.

Ich habe vor einer Woche über die Aufforderung zum Gebet in 1 Tim 2 predigen dürfen.<sup>5</sup> Da heißt es: „Gott, unser Retter, will ja, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen. Denn nur einer ist Gott, und nur einer der Vermittler zwischen Gott und den Menschen: der Mensch Christus Jesus. Der hat sich selbst hingegeben als Lösegeld für alle Menschen. Das gilt es zu bezeugen zu den festgesetzten Zeiten. Dazu hat Gott mich eingesetzt als mit der Verkündigung Beauftragter und als Apostel [...], als Lehrer für die Heiden im Glauben und in der Wahrheit.“<sup>6</sup>

Darum sehne ich mich nach solch wahrhaft inspirierter Leidenschaft und glaube: Wenn sie sich einstellt, werden wir Gehör finden, und wenn wir Gehör finden, finden sich auch die Formen und Gestalten, die Organisation gemeindlichen Lebens wird uns ganz leicht von der Hand gehen.

Ich finde beides bei unseren anglikanischen Freunden: Zum einen wird viel gebetet. Demütig gebetet um innere Erneuerung und um einen Hunger im Land nach dem Wort Gottes. Zum anderen wird in all den unterschiedlichen „Gestaltungs- und Organisationsformen gemeindlichen Lebens“ eines nach vorne gestellt: Wir werben nicht für die Kirche. Die Kirche ist nicht unser Thema. Justin Welby sagte es so: „First, the church exists to worship God in Jesus Christ. Second, the Church exists to make new disciples of Jesus Christ. Everything else is decoration. Some of it may be very necessary, useful, or wonderful decoration – but it’s decoration. [...] The best decision anyone can ever make, at any point in life, in any circumstances, whoever they are, wherever they are, whatever they are, is to become a disciple of Jesus Christ. There is no better decision for a human being in this life, any human being.“<sup>7</sup> Durch Worte und mit Taten soll jeder Christ anderen sagen, dass Jesus in diese dunkle Welt gekommen ist und Rettung und Heilung bringt. So redet in England ein Erzbischof. Ohne diesen glaubenweckenden Aspekt sollte

---

<sup>5</sup> Vgl. <https://itunes.apple.com/de/podcast/greifbar-predigten/id1108397221?mt=2> - aufgesucht am 7. Mai 2016.

<sup>6</sup> Nach der Übersetzung der Basis-Bibel.

<sup>7</sup> <http://www.archbishopofcanterbury.org/articles.php/5515/lambeth-lectures-archbishop-justin-on-evangelism-video> - aufgesucht am 7. Mai 2016.

man nicht meinen, es ginge um „fresh expressions of church“. Das ist das Salz in der Suppe.

Ganz ähnlich sieht die „Capital Vision 2020“ für London aus.<sup>8</sup> Richard Chartres, Bischof von London, hat den Weg zu dieser Hauptstadtvision stark mitgeprägt. „We share a vision of a Church for London that is Christ-centred and outward looking. We seek to be more confident in speaking and living the Gospel of Jesus Christ, more compassionate in serving communities with the love of God the Father and more creative in reaching new people and places in the power of the Spirit.“ Unter anderem sollen 100.000 „Ambassadors“ zugerüstet werden, Botschafter also, Zeugen für das Evangelium in der Kapitale, und 100 neue gottesdienstliche Versammlungen sind geplant. Wer plant so etwas für Berlin, Hamburg, München, Köln, Leipzig oder Frankfurt? So redet in London ein Bischof. Ohne diesen glaubenweckenden Aspekt sollte man nicht meinen, es ginge um „fresh expressions of church“. Das ist nämlich das Salz in der Suppe.

Leidenschaft ist ein Gut, das wir nicht einfach kaufen können, weder in Hannover noch in Rom, weder in Canterbury noch in Sheffield und auch nicht in Greifswald. Aber zugleich ist ohne Leidenschaft für das Evangelium für die Kirche kein Blumentopf zu gewinnen. So werden wir unserer Hilflosigkeit ansichtig. Wir können nur einkehren in das Wort, beten und umkehren und demütig bitten, dass uns Gottes Geist Pfingsten feiern lässt.

In der zu Unrecht nicht sehr beachteten Studie der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa „Ecclesia semper reformanda“ gibt es sieben Empfehlungen für die Reform und Erneuerung der Kirche. Die erste Empfehlung lautet: „All reform and renewal needs to be understood as the way the church continually returns to God: it is an act of repentance and is always seeking renewal through the work of the Holy Spirit.“<sup>9</sup> Erneuerung suchen, kontinuierlich zu Gott zurückkehren. Damit beginnt alles Wesentliche, was zu unserem Thema zu sagen wäre.

---

<sup>8</sup> Vgl. <http://www.london.anglican.org/mission/capital-vision-2020> - aufgesucht am 7. Mai 2016.

<sup>9</sup> [http://www.leuenberg.net/sites/default/files/basic-page/11\\_ecclesia\\_semper\\_reformanda\\_d.pdf](http://www.leuenberg.net/sites/default/files/basic-page/11_ecclesia_semper_reformanda_d.pdf), 44. Aufgesucht am 7. Mai 2016.

## 2. Wachstumsfaktoren vitaler Gemeinden

Das ist meine zweite These: Wir können von Erfahrungen in England lernen, z.B. von der Einsicht, dass es bei aller Pluralität bestimmte Wachstumsfaktoren gesunder Gemeinden gibt. Diese werden die entscheidende Rolle spielen, wenn die Transformation zur öffentlichen Minderheits- und Missionskirche abgeschlossen ist.

Ich möchte zuerst vom Gemeinsamen und Allgemeinen reden, bevor ich zum Spezifischen und Pluralen komme. Die Entwicklung vitaler Gemeinden ist keine Geheimwissenschaft. Die englischen Kirchen haben das sehr gut erforscht, mehrfach und in unterschiedlichen Regionen. Und sie haben bei vitalen und wachsenden Gemeinden immer wieder bestimmte Merkmale gefunden. In der Studie „From anecdote to evidence“ sind acht gemeinsame Merkmale von vitalen und wachsenden Gemeinden festgehalten worden. Während andere Studien in Deutschland relativ häufig zitiert werden, kann man das für diese Studie so noch nicht sagen. Es handelt sich um die Auswertung des National Growth Report aus dem Jahr 2014. Dabei ist es schon erstaunlich, dass eine Kirche solch eine Studie veröffentlichen kann, der Callum Brown vor 15 Jahren den Untergang des christlichen Britannien prophezeit hatte.<sup>10</sup> Heute sieht es nach meinem Eindruck in England so aus, dass gleichzeitig die Prozesse der Säkularisierung und der kirchlichen Verkleinerung fortschreiten und die Prozesse der Gesundung und des punktuellen Wachstums parallel dazu verlaufen. Ich sehe nicht einen „turn around“, ich sehe nicht, dass die Wachstumsprozesse landesweit die säkularisierenden Tendenzen kompensieren. Aber ich sehe, dass so etwas wie eine kleinere, aber gesündere Kirche am Ende stehen könnte.

Wir durchlaufen in unserem Land ebenfalls als Kirche eine tiefgreifende und langwierige Transformationskrise. Wir erleben Abbrüche und Minderung, wir durchlaufen Prozesse des Alterns und Ärmerwerdens. Ich halte diese Krise nicht einfach für vorübergehend und die damit verbundenen Probleme nicht für mit etwas gutem Willen und mehr Mitteln behebbar.

---

<sup>10</sup> Vgl. Callum Brown 2001.

Man könnte Zahl um Zahl aufrufen<sup>11</sup> und sehen, dass sich hier nach menschlichen Ermessen ein langsames Sterben einer sehr alten Kirchenkultur ereignet - und ich sage deutlich: das sehe ich nicht mit „klammheimlichem Vergnügen“. Wir sehen einerseits die Minderung der Mitgliederzahlen und damit des Anteils der Christen an der Wohnbevölkerung. Das Ganze nimmt einen deutlichen Verlauf in der Abfolge der Generationen: Je jünger die Menschen sind, desto weniger kirchlich und religiös sind sie. Und wir sehen dort eine Polarisierung: Einerseits steigt hohe Verbundenheit mit der Kirche an, aber auch die Zahl der kaum noch Verbundenen steigt, während die Mitte schrumpft.

Gegen alle Hoffnungen auf eine spirituelle Belebung sagt Isolde Karle zurecht: „Wir erleben gegenwärtig nicht eine Wiederbelebung der christlichen Tradition außerhalb der verfassten Kirche, sondern vielmehr einen Traditionsabbruch, der sich vor allem bei Nicht-Kirchenmitgliedern der zweiten und dritten Generation rasant beschleunigt. Selbst vielen Kirchenmitgliedern sind viele christliche Vorstellungen fremd geworden.“<sup>12</sup>

Wir durchlaufen also eine Transformation: Wir haben uns schon von einer flächendeckenden Volkskirche zu einer intermediären Großkirche gewandelt.<sup>13</sup> Und ich denke, wir werden uns weiter wandeln zu einer zahlenmäßig recht starken, öffentlich wahrgenommenen und öffentlich wirkenden und somit auf das ganze Volk bezogenen Minderheiten- und Missionskirche.<sup>14</sup> Transformation ist weder vorübergehende Krise noch Untergang. Ich glaube an die österlichen Möglichkeiten des Herrn, der eine vitale, öffentliche und wachsende Kirche im Sinn hat, die auch die Pforten der Hölle nicht überwinden, aber ich glaube nicht an die langfristige Überlebensfähigkeit des Konstantinischen Systems. Die starke Minderheiten- und Missionskirche wird sich allmählich in der jetzigen Kirchengestalt zeigen, besser: aus ihr herauschälen. Sie wird

---

<sup>11</sup> Vgl. vor allem Heinrich Bedford-Strohm und Volker Jung 2015, 187-207.

<sup>12</sup> Isolde Karle 2011, 56f.

<sup>13</sup> Vgl. Eberhard Hauschildt und Uta Pohl-Patalong 2013, 172-174. Vgl. auch schon Wolfgang Huber 1998.

<sup>14</sup> Vgl. zum Begriff der Missionskirche auch Wolfgang Huber 2003, 249-254.

das Überlebensfähige und Wachstümliche darstellen, das vitale Alte und das neugeborene Neue der Kirche.

Mit Paul Zulehner rechne ich aber auch anders:<sup>15</sup> Ich rechne nicht abwärts und zähle die Verluste, so als ob uns eigentlich alle Menschen gehören und wir sie nur leider zwischenzeitlich verloren hätten. Ich glaube nicht, dass man das von der Mehrheit der Getauften so sagen könnte. Wenn jetzt die volkikirchlichen Bestände wegbrechen, dann wird im Wesentlichen nur sichtbar, was schon länger wahr war: Dass trotz der höchsten göttlichen Zusagen in der Taufe viele Mitglieder der Kirche innerlich nie gewonnen waren. Das schmerzt und ich sähe lieber, sie blieben und entdeckten, was ihnen eigentlich doch gehört. Aber ich zähle von unten nach oben und erachte jeden Menschen, der für den Glauben gewonnen wird oder in ihm quicklebendig und munter wird, als Geschenk und Grund zu großer Dankbarkeit.

Welcher Typus von Gemeinde zeigt aber diese nicht nur überlebensfähigen, sondern wachstumsbereiten Merkmale? Was kennzeichnet künftig und jetzt schon vitale Gemeinden? Da, wie bereits angedeutet, lohnt ein Blick zur Church of England und zum National Growth Report von 2014<sup>16</sup>: From anecdote to evidence. Die acht Merkmale kann man nun deskriptiv lesen als Beschreibung der Gemeinden, die in der britischen Studie als vital und wachstümlich erschienen. Man kann sie aber dann auch präskriptiv lesen, als Hinweis, in welche Richtung sich Gemeinden entwickeln sollten. Schauen wir also hin:

Diese Gemeinden...



... haben klare Ziele und verfolgen eine Mission.



... sind sich einig über das Ziel zu wachsen.



... sind bereit sich zu ändern.







... haben starke Teams aus Haupt- und Ehrenamtlichen, aus Ordinierten und Nicht-Ordinierten.

---

<sup>15</sup> Vgl. Paul Zulehner 2015, 10-19.

<sup>16</sup> Vgl. <http://www.churchgrowthresearch.org.uk> - aufgesucht am 7. März 2016.



-  ... haben eine starke Kinder- und Jugendarbeit.
-  ... pflegen eine Willkommenskultur und wachsende Beziehungen zu anderen/zu neu Hinzukommenden.
-  ... investieren in Bildung mit dem Ziel mündigen, lebendigen Christseins
-  ... haben Pfarrpersonen und Leitungen, die innovativ sind, Visionen haben und Menschen zu motivieren wissen.

Vielleicht fällt Ihnen auf: Da geht es nicht um bestimmte Veranstaltungsformate. Wir wissen nicht, ob diese Gemeinden Hauskreise haben oder ob sie moderne oder traditionelle Gottesdienste feiern. Wir können auch nicht sehen, ob es sich um parochiale Gemeinden, Hauskirchen oder fresh expressions of church handelt. Wir sehen bestimmte Formen von Leitung: Da gibt es Visionen, Ziele, Veränderungsbereitschaft, Motivation. Wir sehen bestimmte Formen von Förderung: Es gibt Teams, es gibt Kurse zum Wachsen im Glauben. Da gibt es eine Orientierung an Wachstum: Man will wachsen, man investiert in Kinder und Jugendliche und pflegt eine Willkommenskultur. Da gibt es Beziehungen: nach innen und nach außen, eine Teamkultur nach innen, eine Willkommenskultur nach außen. Diese Gemeinde sind sehr „intentional“. Sie wollen etwas. Sie haben Leitungen mit Vision. Sie beabsichtigen zu wachsen.

Das ist übrigens sehr ähnlich in unserem Kontext vom Sozialwissenschaftlichen Institut in Hannover erforscht worden. Gerhard Wegner nennt Erfolgsfaktoren erfolgreicher Gemeindefarbeit. Und er sagt: „Entscheidend ist die Erfahrung, dass die Gemeinden etwas wollen, und so ein Profil ausbilden - jedenfalls nicht nur die volkshkirchliche Grundversorgung sicherstellen.“<sup>17</sup> Und etwas später: „Erfolg setzt Profil voraus.“<sup>18</sup> Auch sieht er eine Außenorientierung als erfolgsversprechendes Merkmal: Gesunde Kirchengemeinden „sind in den Sozialräumen [...] bekannt und gut ‚ver-ort-et‘“<sup>19</sup> und „für das Gemeinwesen nützlich“.<sup>20</sup> Und sie versuchen, indifferente Menschen mitzureißen und

---

<sup>17</sup> Gerhard Wegner 2014, 30.

<sup>18</sup> Ibid., 33.

<sup>19</sup> Ibid., 31. Dort finden sich auch die weiterhin erwähnten Merkmale.

<sup>20</sup> Ibid., 157.

vom Glauben zu begeistern.<sup>21</sup> Sie versuchen, nach außen offen, freundlich und zugänglich zu sein.<sup>22</sup> Sie erzielen damit auch Resonanz. Und sie haben einen Bezug zur nachwachsenden Generation: Kinder- und Jugendarbeit spielen eine große Rolle. Wer mitarbeitet, erlebt in der Gemeinde eine tragende Gemeinschaft und einen „Geist, der begeistert“,<sup>23</sup> was wiederum zu einem starken „Commitment“ führt.<sup>24</sup> Im innersten Kern solch gesunder Kirchengemeinden, so Wegner, geht es aber um die Erfahrung, von der Liebe Gottes ergriffen zu sein. Ich nenne es: Leidenschaft für das Evangelium von Jesus zu haben. Wegner: „Es ist letztendlich die Kraft jenes Mannes aus Nazareth, der vor 2000 Jahren in Palästina lebte, dessen Wirkungen sich bis heute in Freundlichkeit und Offenheit seiner Anhänger umsetzen, die die Bindung an Kirche in der einen oder anderen Weise erzeugt.“<sup>25</sup> Solche Merkmale zu fördern wäre sinnvoll hinsichtlich der Vitalität von Gemeinden in der künftigen Gestalt von Kirche.

Ich wollte eigentlich einen Aspekt aus diesem Abschnitt zu einer eigenen These ausbauen, weil ich darin gerade einen kritischen Engpass sehe. Ich kann es hier nur kurz erwähnen: Ich glaube, dass wir die Bildung zum lebendigen, mündigem Christsein, also zu dem, was im Englischen „discipleship“ heißt, dringend verstärken müssen. Diese neugeborene Kirche wird sehr viel mehr als alles, was wir gewohnt sind, auf den Schultern von normalen Christenmenschen ruhen. Wir brauchen vertiefende Kurse, regelmäßig und systematisch. Das ist mehr und anderes als Glaubensinformation, mehr und anderes als ein Bibelkurs. Es geht um Bildung und Prägung zu einer geistlich geformten Lebensgestalt, es geht um Entdeckung der eigenen Berufung, um ein Ja zu meinen Gaben und Grenzen, um Sprachfähigkeit, aber auch um die Entdeckung von Leitungs- und Führungscharismen.

Und ebenso dringend ist es geboten, in theologische Ausbildung zu investieren. Nicht nur für „fresh expressions“. Die Pfarrpersonen, die wir beispielsweise brauchen, werden nicht

---

<sup>21</sup> Ibid., 41.

<sup>22</sup> Vgl. Ibid., 155-157.

<sup>23</sup> Ibid., 161.

<sup>24</sup> Vgl. Ibid., 163-166.

<sup>25</sup> Ibid., 169.

mehr vorwiegend lokale Hirten sein. Sie werden mehr und mehr gebraucht als Berater für kirchliche start-up-Unternehmen, als regionale Besucher, als theologische Wegbegleiter, Seelsorger und Gebetspartner, als Mentoren für lokale Führungskräfte.

Und damit bin ich bei meiner dritten These:

### 3. Die Mixed Economy als Geheimnis

In der Tat halte ich die Idee der „mixed economy“ für ein Geheimnis. Hierin liegt mehr Sprengstoff als in der Idee, hier oder dort eine „fresh expression“ zu beginnen. Ein Geheimnis ist die „mixed economy“, weil nicht klar ist, ob uns bewusst ist, wie weit uns diese Idee aus unserer Komfortzone treibt.

Also, nur noch einmal im Schnellverfahren: „The phrase ‚mixed economy‘, originally used by Archbishop Rowan Williams, refers to fresh expressions and ‚inherited‘ churches existing alongside each other, within the same denomination, in relationships of mutual respect and support.“<sup>26</sup> Gegenseitiger Respekt ist gefordert. Und es soll in einer Region, innerhalb einer Kirchengemeinschaft, sowohl traditionelle Gemeinden geben als auch - gleichberechtigt! - neue Formen von Gemeinde, also „fresh expressions“. O.k., das dürften die meisten schon einmal gehört haben.

Weil der Begriff schwer zu übersetzen ist, hat man mehrere Metaphern gewählt, um diesen Sachverhalt zu erklären. Eine beliebte Metapher habe ich gerade letzte Woche mit Sabrina Müller aus Zürich diskutiert.<sup>27</sup> An Stelle einer kirchlichen Monokultur (alle tun dasselbe in ähnlichen Sozialformen) soll demnach eine kirchliche Biodiversität treten, vielleicht wie hier auf dieser Blumenwiese.

Unsere englischen Freunde versuchen es mit der Metapher von See und Fluss.<sup>28</sup>

Demnach liegt der See verlässlich da, versorgt die umliegenden Ufer mit dem nötigen Wasser, während der Fluss weit hinaus ins Land mäandert und auch dorthin kommt, wohin der See das Wasser niemals transportieren könnte.

---

<sup>26</sup> Michael Moynagh 2008, 177.

<sup>27</sup> Vgl. Sabrina Müller 2016.

<sup>28</sup> Vgl. auch Michael Herbst 2013, 14f.

Im Grunde aber ist „mixed economy“ eine Variante des anglikanischen Kirchenbildes, das ja ein beziehungsweise Modell ist:<sup>29</sup> Die Kirche dreht sich um Jesus und sein Evangelium und lebt in einer vierfachen Relation: zu Gott („up“) im Hören und Beten und in der Anbetung und im Gehorsam, nach innen („in“) in verlässlicher Gemeinschaft der Christenmenschen, nach außen („out“) im Dienst in Wort und Tat an den Mitmenschen, aber eben auch („of“) zur größeren Kirche, zu denen, die vor uns Kirche waren, und zu denen, die neben oder mit uns Kirche sind. Da kommt das Bild der Toblerone-Kirche immer recht: Wir hängen aneinander und sind nur Kirche, wenn wir uns aus dieser Zugehörigkeit nicht heraus bewegen. Und dieses „of“ ist die Pointe der „mixed economy“: Meine Gemeinde, sei sie Parochie, Hauskirche, Funktionspfarramt, Kathedrale, Fresh Expression, Landeskirchliche Gemeinschaft oder CVJM, darf sich Gemeinde nennen, aber nie ohne die anderen. Wir sind immer ganz Kirche, aber nie die ganze Kirche. Und damit ist klar: „mixed economy“ will deutlich mehr als ein schiedlich-friedliches Nebeneinander.

Und da bin ich mir nicht so sicher, ob uns wirklich klar ist, wovon wir da so begeistert sind. Es könnte nämlich sein, dass jeder nur hört, dass er ein „Ticket“ bekommt, „sein Ding“ munter weiter zu machen. Mir begegnet genau das:

Eine sehr nette und begabte Studentin sagte kürzlich am Rande eines Blockseminars über das Evangelische Gottesdienstbuch: „Herr Herbst, wenn es demnächst so viele Fresh X gibt, wozu müssen wir dann noch die agendarische Liturgie lernen, die ist dann doch bald überflüssig...“ Ich übersetze: „mixed economy“ bedeutet, dass wir am Ende lauter worshippende Jugendkirchen haben, die so etwas wie Liturgie nicht mehr brauchen.


Auf der anderen Seite begegne ich freundlichen Kirchenvertretern, die durchaus anerkennen, dass Neues Raum bekommen muss. Aber dann sagen sie: Es muss nur im Rahmen der Struktur bleiben. Struktur heißt wohl: im Rahmen eines relativ deutlichen


---


<sup>29</sup> Vgl. Michael Moynagh 2012, 106-114

Vorrangs der Parochie als normalem, strukturbildendem Kirchenmodell, zu dem alles andere dauerhaft nur Ergänzung oder Brücke sein soll.

Das eine würde ich Parochialismus nennen, das andere allerdings ebenso kritisch Freshexpressionismus. Kurzum, ich glaube, dass „mixed economy“ etwas sehr Tapferes und Radikales ist. Und ich möchte ein paar Aspekte nennen:


 Das Einfachste ist noch dies: Es ist eine Erlaubnis zum Experiment. In dem unübersichtlichen Gelände, in dem wir uns bewegen, ist noch völlig unklar, was am Ende funktioniert und vom Prototyp in die Modellreife übergeht. Darum ist es gut, wenn in unseren Regionen Menschen eine Lizenz zum Ausprobieren bekommen. Und wenn sie scheitern, helfen wir ihnen auf die Beine und sagen nicht: „Das haben wir doch gleich gewusst.“ Wir bedanken uns, dass sie es gewagt haben und lernen aus dem Scheitern - für den nächsten Versuch.


 Auch das kann man sich noch denken: In einer „mixed economy“ vermehren sich die Chancen für unsere Zeitgenossen, irgendwo in Kontakt mit dem Evangelium und mit Christen zu kommen, jenseits unserer Grenzen, etwa der Grenzen der bürgerlichen Woche, die immer noch den kirchlich-parochialen Rhythmus vorgibt, etwa der Grenze milieubedingter Exklusivität, etwa der Grenze kirchenferner Scheu vor allzu sicher auf dem liturgischen Eis herumlaufenden Glaubensschlittschuhläufern. „Keine einzelne Gemeinde kann als einziges Angebot die Weite der Bevölkerung erreichen. Aber die Kirche in der Region kann mit einem Angebot-Mix ein Grundangebot mit Ergänzungen, Profilen und Kooperationen zusammenbinden.“<sup>30</sup>


 Und dann ist es ein Akt der Bewahrung von innerkirchlichem Frieden. Wer „mixed economy“ sagt, organisiert den Zusammenhalt des Auseinanderstrebenden, bietet eine Idee, wie ich „ich“ sagen kann ohne dem „du“ arrogant, verzagt, wütend, enttäuscht oder hoffnungslos den Rücken zuzukehren. Wir bleiben ein „wir“. Nur müsste dieses „wir“ auch sichtbar werden; dazu gleich etwas mehr.

---

<sup>30</sup> Hans-Hermann Pompe 2014, 42.

 Aber dann ist „mixed economy“ die Herausforderung zum glaubensstarken Opfer. Irgendwer opfert immer. Da ist also die Kirchengemeinde, die ganz gut, aber nicht sehr gut klar kommt. Sie ist es gewohnt, dass Jugendliche irgendwann gehen, weil sie an die Universität zum Studieren wechseln oder aus anderen Gründen. Aber jetzt sagt ein kompletter Hauskreis: Wir haben erkannt, dass wir unter den Gewerbetreibenden in der Innenstadt etwas Neues beginnen sollen. Wir bitten Euch: Lasst uns ziehen. Also: Das ist schon eine menschlich reife Variante: Sie reden miteinander, vorher! Der Pastorin und dem Vorsitzenden des Presbyteriums wird heiß und kalt: ein Presbyter, die Leiterin des Kindergottesdienstes, der BWLer, der immer die Bücher in Ordnung gehalten hat, ein junges Paar, auf das alle soviel Hoffnung setzten. Wenn sie gehen, ist es nicht nur ein herber Verlust, es ist ein Schlag, von dem sich die Gemeinde so schnell nicht erholen wird. Und jetzt denken Sie selbst weiter, setzen sich mal auf diese, mal auf jene Seite. Irgendwoher müssen sie ja kommen, die Pioniere, die das Neue starten. Irgendjemand wird ein Opfer bringen, wird ein Stück „sterben“, damit etwas Neues entstehen kann.

 Und wenn irgendwann nicht nur hier und da ein paar Leute, so pro Stadt an einem Ort, so etwas beginnen, sondern wenn sich plötzlich die ganze kirchliche Landkarte ändert, dann haben wir Abschied genommen von einem sehr ordentlichen monostrukturellen Modell und haben plötzlich ein Kirchenpatchwork. Ich nenne es: ein regielokales Kirchenbild. Dazu gleich noch wenige Sätze.

 Und das alles entwickelt sich, langsam. Es ist keine radikale Umstrukturierung, es ist eine allmähliche Transformation, die mit den Freiwilligen beginnt. Sie hat eine enorme Stärke und stellt vor eine schwere Aufgabe: Ihre Stärke ist der Versuch, nicht nur Downsizing zu betreiben, sondern da, wo es aufbruchsbereite Menschen gibt, auch wieder Neues in Angriff zu nehmen und auf Wachstum zu hoffen. Dieser Prozess geht parallel zu den unvermeidlichen Minderungs-, Alterungs- und Sterbeprozessen, durch die wir als alternde Volkskirche auf dem Weg zur öffentlichen Minderheits- und Missionskirche hindurch müssen. Und es ist eine sehr komplexe Leitungsaufgabe für die, die auf der mittleren Ebene der Kirche Verantwortung tragen.

Und damit biege ich allmählich auf die Schlusskurve ein. Ich tue das, indem ich Gedanken variere, die ich bei der AMD-Konsultation „Kirche mit Mission“ im Februar 2016 in Berlin schon einmal vorgestellt habe<sup>31</sup>, und die so ein wenig hin und her zwischen unserem Greifswalder Team und Hans-Hermann Pompes Dortmunder Team beim Zentrum „Mission in der Region“ entwickelt werden, wobei der Grundgedanke, dieses ganze Themen regional zu denken, beim EKD-Zentrum entstand.

Was ich mir also als deutsche „mixed economy“ vorstelle, ist das Bild einer Kirche, die eher regional plant, aber zugleich lokal geistliches Leben in variablen Gemeindeformen lebt. Und ich möchte sofort sagen, dass solche Bilder einer regioloalen Kirchenlandkarte unter verschiedenen rechtlichen Konstruktionen möglich sind, wenn es zu einer Kultur der gemeinsamen Verantwortung für die Weitergabe des Glaubens kommt. Anders gesagt: Die Entscheidungen fallen hier eher in der Kultur des Miteinanders als in der strukturellen Verfasstheit. Das Neue ist, dass dieser Regioloalität nicht mehr nur das Verhältnis von Parochien steuert, sondern das Verhältnis unterschiedlichster Gemeindeformen.

Ausgangsbasis wäre aber eine gemeinsame Einsicht von Gemeinden in einer Region: dass sie nämlich alle von mehr Zusammenarbeit profitieren. Ich glaube, dass unser Kirchenbild in Zukunft beides umfassen muss: die Kirche am Ort, nah bei den Menschen, verlässlich und besonders für die erreichbar, deren Lebensradius auf den Wohnbereich konzentriert ist. Und: die Kirche in der Region, die durch Zusammenarbeit all das bieten kann, wozu einzelne Gemeinden zu schwach wären.

Wie wäre es, wenn Gemeinden ohne Zwang miteinander überlegen würden, wie sie gemeinsam ihre geistliche Verantwortung für eine bestimmte Region wahrnehmen können?<sup>32</sup> Es könnte dann so etwas wie regioloale Kirchenentwicklung-Workshops geben. Was können die einen stellvertretend für alle tun, was die anderen? Wo legen wir die Kräfte zusammen und tun etwas gemeinsam, einen Kurs zum Glauben, eine

---

<sup>31</sup> Vgl. Michael Herbst 2016, 8-22.

<sup>32</sup> Vgl. Hans-Hermann Pompe 2014, 95-102.

Mitarbeiterschulung, ein Musikprojekt oder die Konfi-Arbeit? Wo lassen wir etwas, weil es andere in der Nähe auch tun? Worin aber sind wir vor Ort unvertretbar?

Ich glaube, dass die strukturellen Fragen leichter zu lösen sind, wenn Gemeinden sich vorher zusammen auf den Weg gemacht haben, wenn sie gute Erfahrungen im fairen Miteinander gesammelt haben, und wenn überall bejaht wird, dass wir beides brauchen: Kirche vor Ort und in der Region. Freilich ist es dann wichtiger, dass Menschen in der Region in einer Gestalt von Gemeinde heimisch werden, als dass sie unbedingt in meiner, ihrer, der einen Ortsgemeinde heimisch werden. Und für manchen, der räumliche Nähe sucht, aber nicht die Enge des eigenen Dorfs, ist vielleicht das Angebot an einem Zentralort das Beste. Das wäre nicht Regionalisierung, aber so etwas wie eine kirchliche Regionalentwicklung. Freiwillig, in Respekt voreinander, zur gegenseitigen Unterstützung und Entlastung, und weil miteinander vieles besser ginge. Wie wäre es, wenn wir zum Telefon griffen, ein paar Verantwortliche aus Gemeinden zusammenriefen, die in unserer Region sind und einigermaßen zueinander passen, um auszuloten, was denn gemeinsam möglich wäre?

Was uns dabei helfen würde, wäre eine Haltung, die auf Kooperation und weniger auf Konkurrenz basiert. Wenn wir konkurrieren, sind wir wie Angler am See, die am Abend ihre gefangenen Fische zählen, und der Größte ist der, der am Abend mehr Fische hat als die anderen. Wenn wir kooperieren, dann zählt am Abend, was wir gemeinsam gefangen haben. Der Fisch, den ein anderer fing, ist dann nicht länger mein Verlust, sondern der gemeinsame Gewinn.

Wir sehen hier, wie eine solche Haltung in der kirchlichen Region aussehen könnte: Die freiwillige Kooperation habe ich schon beschrieben. Daneben steht die Profilierung des Eigenen. Es ist ein fataler Leitungsfehler, Profilierungen möglichst einzuebnen. Man hat früher eher versucht, kirchliche Profile durch Kombination von Unverträglichem einzuebnen. Zum liberalen Pfarrer kommt dann die pietistische Kollegin. Ich halte das nicht für eine gute Idee. Sie fördert in der Regel auch nicht die kollegiale Haltung, die sich angeblich hervorbringt.



Profilierung ist zugleich der Abschied vom parochialen Vollprogramm. Daran werden wir sonst ersticken. Mindestens unter städtischen Bedingungen ist Vollprogramm übrigens ein Konkurrenzkonzept. Alle tun alles, zuweilen mit kleinsten Zahlen, aber dafür haben wir „unseren Chor“ und „meinen Konfirmanden“. In kleinsten Verhältnissen sieht das zuweilen skurril aus, wenn eine Gemeinde auch noch mit 1,2 Konfirmanden den eigenen Unterricht vorzieht anstatt sich mit anderen zusammenzutun. Profilierung lässt mich tun, wozu wir begabt sind, und nimmt in Anspruch, dass andere anderes können, sodass ich nicht mehr alles tun muss.

Zugleich wird aber die Profilierung gebändigt und gezähmt durch Ergänzung und Solidarität. Verlässliche Absprachen in der Region und die Bereitschaft, Schwächere zu stützen, gehören hierher. Das meint nicht nur materielle Ressourcen, sondern z.B. auch stellvertretendes Tragen von Lasten, das Angebot von Mitarbeiterschulungen für die ganze Region, die Entsendung von Mitarbeitern zur Unterstützung an anderer Stelle, wo gerade Not herrscht. Zugleich schließt diese Haltung ein, dem anderen nicht länger die kirchliche Form von Anerkennung zuzumuten: den Neid. Ich ertrage es, wenn „mein“ Konfirmand sich in der Jugendarbeit einer anderen Gemeinde wohl fühlt, wenn jemand nach einem Glaubenskurs doch nicht bei uns in der Bank sitzt oder wenn wir eben nicht einen florierenden Gospelchor haben. Ich plage mich aber auch nicht mit einem schlechten Gewissen, wenn unsere „fresh expression“ attraktiv ist für Ehrenamtliche aus der Region. Zentral ist das Vertrauen, die Absprache, die gemeinsame Planung der Leitungen in einer Region.

Und dann können in einem solchen regioloalen Miteinander eben neben den Parochien und den funktionalen Diensten auch andere mitspielen. So etwas versucht jetzt die mitteldeutsche Kirche mit ihren „Erprobungsräumen“, und da wir hier auf dem Territorium der EKM sind, sollte das auch wenigstens erwähnt werden.

Ilse Junkermann hat nüchtern festgestellt: „Wir sind am Ende unserer bisherigen Möglichkeiten.“<sup>33</sup> Und dann fordert sie einen Umbau, einen Paradigmenwechsel. Sie will helfen, dass die Christen in Mitteldeutschland „Gemeinde neu finden“.<sup>34</sup> Darum nimmt die mitteldeutsche Kirche Geld in die Hand, das sie noch hat, und sagt: Wir wagen es mit „Erprobungsräumen“.<sup>35</sup> Wir helfen ca. 15 Projekten, die etwas Neues wagen: Kirche abseits der parochialen Strukturen, nicht nach volkskirchlicher Logik, nicht auf Hauptamtliche und kirchliche Gebäude und Kirchensteuer ausgerichtet. Gemeinschaften, die wachsen wollen, im Glauben und an Zahl, Gemeinschaften, die sich als Teil der Mission Gottes verstehen, zum Segen der Kommune und als Hilfe für Menschen, die Hilfe brauchen, Gemeinschaften mit einem starken Ehrenamt, Gemeinschaften, die nicht mit festen Konzepten kommen, sondern ihr Kirchesein erst „neu finden“, in dem Kontext, in den sie sich gestellt sehen. Das sind klare Kriterien. Man kann sich als Projekt in Erfurt bewerben und muss dann mit einem Konzept überzeugen, das diesen Kriterien entspricht. Und natürlich stand bei diesen Erprobungsräumen die Idee der „fresh expressions of church“ Pate: Christen gehen in Gemeinschaft los und verwurzeln sich in einem sozialen oder kulturellen Kontext. Sie werden Nachbarn, dauerhaft. Sie richten sich ein und leben mit. Sie hören intensiv auf Gott und das, was Gott in diesem Kontext das Herz bricht und was er dort vorhat. Sie lassen sich auf Gemeinschaft und Freundschaft ein. Sie fragen, was sie mit anderen tun können zum Wohl ihres Kontextes. Und sie laden ein, hier an diesem Ort Jesus nachzufolgen. So entsteht allmählich eine neue Gestalt gemeindlichen Lebens. Und die ist keine Brückenlösung, sie zielt auf eine neue Gemeinde, nicht auf die Rückkehr in das Alte.<sup>36</sup>

Solche Leitungs-Entscheidungen machen mir jedenfalls Mut. Aber das Spannende ist nun, solche neuen kirchlichen Gemeinschaften in der Region auch zu begrüßen, zu beheimaten, einzubinden, zu koordinieren. Begrüßen - nicht argwöhnen. Beheimaten - oft

---

<sup>33</sup> Ilse Junkermann 2014, 2.

<sup>34</sup> Ibid., 3.

<sup>35</sup> Vgl. <http://www.ekmd.de/kirche/landessynode/tagungen/24011.html> - aufgesucht am 25.5.2015. Vgl. auch <http://www.mitteldeutsche-kirchenzeitungen.de/2014/04/22/mutig-neues-ausprobieren> - aufgesucht am 25.5.2015.

<sup>36</sup> Vgl. Michael Moynagh 2012. Vgl. auch Hans-Hermann Pompe, Patrick Todjeras und Carla J. Witt 2016.

geht es um schlichte Dinge wie Einladungen zu kirchlichen Treffen. Einzubinden - ohne zu überfordern, denn die jungen Gemeinschaften haben meist keine Extra-Kräfte frei, aber wo es geht, können sie dabei sein, wenn die Kirche in der Region etwas gemeinsam unternimmt. Koordinieren - damit es nicht doch zu den üblichen Vorwürfen kommt. Der eine ist dann ein Schafdieb in den Augen des anderen, der andere ein kleinlicher Revierförster in den Augen des einen. Das ist der Alltag der „mixed economy“, wenn alle schönen Reden gehalten sind.

Was man dabei sehen kann, ist eine Veränderung der Landkarte. Sie wird sicher unübersichtlicher. So könnte ein traditioneller, mittelgroßer regionaler Raum bis jetzt aussehen. Es gibt Parochien, die nicht alle gleich sind, ihre Lage und Größe ist verschieden. Es gibt eine herausgehobene Kathedralkirche. Es gibt kleine ländliche Gemeinden. Es gibt seit den 1970er Jahren die vermehrten funktionalen Dienste, z.B. in Krankenhäuser, Schulen, Gefängnissen oder in der Jugendarbeit.

Das regioloale Bild der „mixed economy“ wird komplizierter, unübersichtlicher und ein bisschen chaotischer. Das parochiale Prinzip wird nicht aufgegeben, aber kirchliches Leben sortiert sich nicht mehr nur nach einem geographischen Muster, bei dem lauter Vollprogramm-Anbieter sich das Gelände teilen. Unsere Alterungsprozess zwingen auch dazu, dort, wo sich kein Leben mehr regt, zu beenden und zu trauern. Auch das wird es weiterhin geben. Manche werden sich zusammenschließen und als fusionierte Gemeinden hoffentlich entspannter ihren Dienst tun.

Was ich mir dann aber vorstelle, ist in der Tat ein Nebeneinander und Übereinander verschiedener Mitspieler in der regioloalen Kirche:





Da wird es natürlich die verlässliche Kirche im Nahbereich geben, mindestens an vielen Orten. Die Parochie als Modell hat keineswegs ausgedient.





Es wird auch weiterhin einige Leuchtturm-Gemeinden geben, Gemeinden, die mit besonderem Profil viele anziehen. Die Durchlässigkeit der parochialen Grenzen ist längst Fakt und wird eher zunehmen. Wenn es aber gut geht, werden diese Leuchtturm-Gemeinden der Region auch etwas zurückgeben und Verantwortung


übernehmen, Ressourcen bereitstellen und nicht einfach nur ihr Wachstum zu Lasten der anderen genießen.

 Es wird „fresh expressions“ geben. Ich hoffe es jedenfalls. Manche werden unter dem Dach einer Parochie ein eigenständiges Gemeindeleben entwickeln. Andere werden quer zu den geographischen Mustern Gemeinde sein für bestimmte Milieus oder Zielgruppen. Ich Sorge mich ein wenig, dass wir dabei in der Regel doch kleine fromme Freikirchen vor Augen haben, die mein Bedürfnis nach anbetender und harmonischer Gemeinschaft bedienen. Da ist der missionale Sterbeprozess noch nicht verstanden worden. Fresh X mit Flüchtlingen werden anders aussehen als solche mit Universitätsprofessoren, die wiederum anders aussehen als die Jugendkirche, die sich wiederum unterscheidet von der Messy Church im Plattenbauviertel oder der Schulgemeinde oder der Gemeinde, die aus Menschen besteht, die im Klinikum Dienst tun.

 Es wird die funktionalen Dienste geben, die in solchen Debatten merkwürdig selten vorkommen. Vielleicht wird man sie wieder stärker an Ortsgemeinden koppeln, wie das die Idee der „kirchlichen Orte“ bei Uta Pohl-Patalong vorsieht.<sup>37</sup> Vielleicht entwickelt sich aber mancher funktionale Dienst, z.B. an einer Schule, auch zu einer „fresh expression“.

 Es wird die großen Kirchengebäude geben, zentrale Orte vor allem in den Städten, die mit ihrem attraktiven Angebot in die Gesellschaft hinein wirken.

 Es wird ländliche Gemeindekerne geben, Orte ohne einen Pfarrer, wo aber Ehrenamtliche geistliches Leben am Ort tragen. Sie sind dazu ermutigt, entsandt und geschult worden. Die Pfarrpersonen in der Region fühlen sich für sie zuständig.

 Es wird Kasualgebiete geben, Gegenden, in denen wir zugeben, dass wir es zurzeit nicht schaffen, mehr als eine Grundversorgung zu leisten. Aber wir beten und bitten, dass sich auch dort z.B. ein Team findet, um neu anzufangen.

---

<sup>37</sup> Vgl. Uta Pohl-Patalong 2004.



Es wird hoffentlich Orte der Seelsorge und des Gebets geben, Gebetshäuser, vielleicht sammeln sich auch (kommunitäre?) geistliche Lebensgemeinschaften aufs Neue, neue Typen von Familie, z.B. auch in den verlassenen Pfarrhäusern, die auf diese Weise aufs Neue geistliche Kraftzentren in den Gemeinden werden, auch relativ unabhängige Hauskirchen, z.B. in einem Mehrgenerationenhaus.

Das alles wird ein regiolokales missionales Gebilde sein. Und sie werden miteinander zu tun haben: zusammen feiern, Mitarbeiter schulen, sich in Krisen unterstützen, gemeinsam sich öffentlich zu den Fragen der Region äußern. Es wird eine kleinere, unübersichtlichere Kirche sein, öffentliche Minderheits- und Missionskirche, eine regiolokale „mixed economy“. Dabei wird einiges sterben: manche kirchliche Gemeinschaft, mancher parochiale Ort, mancher in Zeiten des Reichtums begründete Dienst, manche Fresh X, die die ersten Wirren nicht übersteht. Es wird noch mehr sterben: vieles, was uns so vertraut ist, manches an kirchlicher Größe und an selbstverständlicher Geltung in dieser Gesellschaft, die schöne Übersichtlichkeit der kirchlichen Verhältnisse, das Monopol in Sachen Religion (ach, das ist ja schon tot!). Aber dann wird etwas Neues geboren, denn das Reich Gottes ist nahe, Jesus ist auferstanden, der Geist wohnt in unserer Mitte!

Zum Schluss noch einmal von „evidence to anecdote“: Der reformfreudige Bischof von London war nicht immer ein Fan der neuen, oft charismatischen Aufbrüche. Sandy Millar, einem der Pastoren von HTB, hielt er vor: Was Ihr macht, ist letztlich doch wieder nur für die hippen, fitten, gut verdienenden jungen Leute der City. Was soll das aber bringen für unsere schwierigen Wohnviertel und die abgehängten Menschen? Da geht doch keiner hin. Miller fragte: Herr Bischof, wo hätten Sie uns denn gerne? Eher beiläufig nannte der Bischof ein Problemviertel mit einer am Boden liegenden Kirchengemeinde. Und Sandy Millar sagte: Dann gehe ich dahin. Seine Frau und er packten ihre Sache und zogen in das besagte Viertel und bauten dort Gemeinde. Das hat den Bischof überzeugt.

Das ist das Salz in der Suppe. Auch wenn Sie vielleicht das eine oder andere Haar in der Suppe finden. Vielen Dank für Ihre Geduld und Aufmerksamkeit!

## Literatur

- Bedford-Strohm, Heinrich und Jung, Volker (Hg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 2015
- Brown, Callum: The Death of Christian Britain. Understanding Secularization 1800-2000. London 2001
- Gallo, Carmine: Talk like TED: The 9 public speaking secrets to the world's top minds. London, Basingstoke and Oxford 2014.
- Hauschildt, Eberhard und Pohl-Patalong, Uta: Kirche. Gütersloh 2013 (Lehrbuch Praktische Theologie Bd. 4)
- Herbst, Michael: See und Fluss. Die Replik von Michael Herbst auf Christian Hennecke. LS 64 (2013), 14-15
- : Geistlich leiten - reformatorisch glauben - missionarisch Kirche sein. epd-Dokumentation H. 14 (2016), 8-22
- Huber, Wolfgang: Kirche in der Zeitenwende. Gesellschaftlicher Wandel und Erneuerung der Kirche. Gütersloh 1998
- : Art. "Volkskirche, I. systematisch-theologisch". In: (Hg.): TRE. Berlin und New York 2003 249-254
- Junkermann, Ilse: Gemeinde neu finden - Vom Rückbau zum Umbau. VELKD-Informationen Nr. 145 (2014), 2-6
- Karle, Isolde: Kirche im Reformstress. Gütersloh 2. Aufl. 2011
- Moylugh, Michael: Do we need a mixed economy? In: Louise Nelstrop und Martyn Percy (Hg.): Evaluating fresh expressions. Explorations in emerging church. Norwich 2008 177-186
- : Church for every context. An introduction to theology and practice. London 2012
- Müller, Sabrina: Fresh Expressions of Church: Ekklesiologische Beobachtungen und Interpretationen einer neuen kirchlichen Bewegung. Zürich 2016
- Pohl-Patalong, Uta: Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell. Göttingen 2004
- Pompe, Hans-Hermann: Mitten im Leben. Die Volkskirche, die Postmoderne und die Kunst der kreativen Mission. Neukirchen-Vluyn 2014 (BEG-Praxis)
- Pompe, Hans-Hermann, Todjeras, Patrick und Witt, Carla J. (Hg.): Fresh X. Frisch. Neu. Innovativ: Und es ist Kirche. Neukirchen-Vluyn 2016 (BEG-Praxis)
- Wegner, Gerhard: Religiöse Kommunikation und Kirchenbindung. Ende des liberalen Paradigmas? Leipzig 2014
- Zulehner, Paul: Wir sind Teil eines Anfangs. Von der Expertenkirche zu einer Kirche der Laien. In: Christiane Moldenhauer (Hg.): Stationen einer Reise. Beiträge zum zehnjährigen Bestehen des IEEG. Greifswald 2015 10-19